



Fels der Toleranz

Gibraltar: Die jüdische Gemeinde der britischen Kronkolonie ist so gut in die Gesellschaft integriert wie kaum eine andere in Europa

VON UWE SCHEELE

Die Sonne scheint an diesem heiteren Herbsttag fast sommerlich warm, leicht bekleidet schlendern die Touristen durch die Einkaufsstraße Main Street. Man versteht, warum Solomon Levy sein Gibraltar als gesegnetes Land bezeichnet. Levy ist ein echter Gibraltareño, seit 250 Jahren wohnt seine Familie auf dem Felsen an der Südspitze der Iberischen Halbinsel. Sein Immobilienbüro liegt mitten in Gibraltars politischem Zentrum, vis à vis vom Gouverneurspalast und dem Sitz des Obersten Ministers. Er kennt sie beide gut. Solomon „Momi“ Levy ist stellvertretender Vorsitzender der jüdischen Gemeinde Gibraltars und überzeugter Patriot. „Wir sind weder Engländer noch Spanier, wir sind Gibraltareños“, erklärt der 71-Jährige in andalusischem Spanisch und schiebt gleich eine eigenwillige Erklärung des Sonderstatus der britischen Kronkolonie hinterher: „British we are, british we stay, but Spanish we speak all day.“ Alle Gibraltareños sind zweisprachig.

Die Beziehungen zu den spanischen Nachbarn waren dagegen meist angespannt, seit die Briten vor mehr als 300 Jahren die felsige Halbinsel von den Spaniern eroberten. 1713 wurde das Gebiet im Vertrag von Utrecht formell den Briten zugesprochen, Juden und Mauren, die 1492 aus Spanien vertrieben worden waren, durften sich dort zunächst nicht ansiedeln. Doch die Briten ließen bald jüdische Händler in die Stadt. 1749 wurde die erste Synagoge eröffnet, die zusammen mit drei anderen noch heute in Betrieb ist. Es kamen haupt-

sächlich Sefarden aus dem heutigen Marokko, Nachfahren der aus Spanien vertriebenen Juden. Die jüdische Gemeinde wuchs im 19. Jahrhundert auf fast 2.000 Mitglieder an, das war nahezu die Hälfte der zivilen Bevölkerung. Im Zweiten Weltkrieg wurde der Felsen zum Militärstützpunkt ausgebaut, die gesamte Zivilbevölkerung evakuiert. Nicht alle Bewohner kehrten zurück.

Levys Familie kam zurück. Momi wurde Soldat. 18 Jahre diente er in der Marine von Gibraltar, er war der einzige jüdische Offizier. Nicht leicht für einen orthodoxen Juden, der die Kaschrut beachtet: „Ich habe mich hauptsächlich von gekochten Ei-

ern, Rucherlachs und Obst ernährt“, erzählt er. Vor dem samstägligen Salutschießen holte er sich Rat von seinem Rabbiner. Da er nur den Befehl gab, erhielt er die Erlaubnis. Orthodox und pragmatisch ist er, so wie viele jüdische Gibraltareños.

650 Juden wohnen heute in Gibraltar, das sind rund zwei Prozent der Gesamtbevölkerung. Ein Korrespondent der israelischen Tageszeitung Ha'aretz staunte kürzlich über die bemerkenswerte Mischung aus Orthodoxie und Modernität, die er in der Gemeinde beobachtete. Religiosität und Weltoffenheit gehören hier zusammen. Alle jüdischen Geschäfte sind am Schabbat

geschlossen, die vier Synagogen gut besucht. In der Stadt gibt es drei Geschäfte mit koscheren Lebensmitteln, eine jüdische Grundschule und zwei weiterführende Schulen für Mädchen und Jungen, ein koscheres Restaurant, ein jüdisches Kulturzentrum, eine Mikwe und sogar ein Kollel mit fünf Rabbinern. Eine beeindruckende Infrastruktur für eine kleine Gemeinde.

Die jüdische Grundschule bekommt einen Zuschuss von der Stadt, und in den koscheren Geschäften kaufen nicht nur jüdische Kunden: „Wir haben uns auf vegetarische und glutenfreie Nahrungsmittel spezialisiert, denn fürs Geschäft leben hier nicht genug Juden“, erklärt Sam Garson, Inhaber des koscheren Delikatessengeschäfts „Uncle Sam's“.

In Gibraltar scheint es keine Berührungspunkte zwischen den Religionen zu geben. „Wir leben nun mal sehr eng zusammen. Zu Purim lade ich immer meine christlichen und muslimischen Nachbarn ein“, sagt David Benaim. Er ist Autohändler und israelischer Honorarkonsul. Sein Großvater war der erste Honorarkonsul Israels, er kümmerte sich in den 50er-Jahren um die Emigration Tausender marokkanischer Juden nach Israel und Amerika. Das Honorarkonsulat war eine pure Notwendigkeit: Franco-Spanien unterhielt keine diplomatischen Beziehungen zu Israel. Heute betreut der israelische Honorarkonsul in erster Linie israelische Besucher und die 60 in Gibraltar gemeldeten israelischen Staatsbürger, die mehrheitlich Glücksspielen im Internet betreiben. Und er kümmert sich um Unternehmen, die mit Israel Handel treiben wollen.

„Unsere Gemeinde ist sehr dynamisch“, meint Benaim. „Viele junge Paare kommen nach ihrer Ausbildung in Großbritannien oder Israel zurück nach Gibraltar. Die Gemeinde wächst wieder.“ Das war nicht immer so. 1969 ließ Franco die Grenze zwischen Spanien und Gibraltar schließen. Bis 1985 war die Einreise nach Spanien nur über Marokko möglich. Das schränkte die Lebensqualität und Perspektiven der Gibraltareños enorm ein. Doch das sehen nicht alle so: „Franco hat uns damit doch einen Gefallen getan“, behauptet Solomon Levy. „Wir haben mit einem Mal gemerkt, dass wir alle Gibraltareños sind, ganz gleich, welcher Herkunft und Religion.“ Ein Jude lenkte damals die Geschichte der Stadt: Joshua Hassan, ein Onkel von Solomon Levy. 23 Jahre war er Bürgermeister und 17 Jahre Oberster Minister von Gibraltar. Sicher eine Schlüsselfigur dafür, dass die Juden hier so gut in die Gesellschaft integriert sind wie wohl nirgendwo sonst in Europa.

In Gibraltar gebe es keinen Antisemitismus, sagt David Benaim. „Sicher, mal so Dummeheiten unter Kindern“, räumt er ein, „aber das bleibt die Ausnahme. Wir haben nie Schmierereien an unseren Synagogen.“ An jedem Schabbat erbittet die Gemeinde Gottes Segen für die britische Königin und ihre Familie – es sind die einzigen englischen Worte während der Gebete. Die Hymne „God save the Queen“ haben die Juden von Gibraltar zur 300-Jahr-Feier der englischen Einnahme des Landes vor drei Jahren auf Hebräisch gesungen. Solomon Levy ist stolz auf seine Gemeinde. Und er ist stolz auf die Queen, die ihm 1999 den Titel „Member of the British Empire“ verlieh.



Stellvertretender Gemeindevorsitzender und Patriot: Solomon Levy

Fotos: imago, Uwe Scheele

Leidensgenosse

Australien: Wie der Aborigine William Cooper 1938 gegen die Reichspogromnacht demonstrierte

VON HANNAH MISKA

William Cooper war Tausende Kilometer von Deutschland entfernt, als er am 11. November 1938 die Zeitung aufschlug und unter der Schlagzeile „Vergeltungsorgie“ einen Artikel über die sogenannte Reichskristallnacht sah. Er lebte in Australien, in einem kleinen ärmlichen Haus in Melbourne. Cooper war ein „Halb-Aborigine“. Er war 1861 als Sohn eines „weißen“ australischen Arbeiters und einer Aborigine geboren, das fünfte von acht Kindern. Er lebte mit seiner Familie für kurze Zeit in einer der christlichen Missionen, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, die Aborigines zu „zivilisieren“ und sie zum Christentum zu bekehren. Es herrschte ein strenges paternalistisches Regime, aber William lernte Lesen, Schreiben und Rechnen. Der Missionsleiter erzählte den Kindern von der englischen Demokratie, und William studierte die Bibel. Er war beeindruckt: In einer Demokratie galt gleiches

Recht für alle, und auch vor Gott waren alle Menschen gleich.

Wie viel anders war es doch offenbar in einer englischen Kolonie: Seit die englischen Siedler ihren Fuß auf den Kontinent gesetzt hatten, wurden die Aborigines verfolgt und diskriminiert. Sie waren von ihrem Land verjagt, in blutigen Auseinandersetzungen zusammengeschossen und in Reservate gezwängt worden, und sie besaßen keinerlei Rechte. Auch Williams Familie musste die Mission verlassen und in ein Reservat ziehen, bevor der Junge von seinen Eltern und Geschwistern getrennt und gezwungen wurde, erst als Viehhirte für Farmer und später als Kutscher in Melbourne zu arbeiten.

Mit Entsetzen las Cooper den Artikel. Da war von einer Orgie ungeahnten Ausmaßes gegen die Juden in Deutschland die Rede, von brennenden Synagogen, geplünderten Läden, verhafteten Juden. Er wusste: Hier werden unschuldige Menschen verfolgt.

Cooper hatte sich als Erwachsener weitergebildet, er las viel und war gut informiert. Aufmerksam verfolgte er die internationale Politik, und er beobachtete auch die politische Entwicklung in Deutschland. Er wusste, dass die Nazis Juden und andere Minderheiten in Konzentrationslagern steckten, er wusste von den Nürnberger Gesetzen, die Juden in Voll-, Halb-, Viertel- und Achteljuden einteilten und Mischehen untersagten.

Seit geraumer Zeit hatte sich Cooper der Vergleich zwischen der Situation der Juden in Deutschland und der Situation der Aborigines in Australien aufgedrängt. Auch ein australisches Rassesgesetz regelte, wer Voll-Aborigine und Halb-, Viertel- oder Achtel-Mischling war. Voll-Aborigines wurden als steinzeitliche Rasse betrachtet. Sie fristeten ihr Dasein in Reservaten, am Leben gehalten von rationierten Essenszuteilungen. Die Mischlinge hingegen sollten assimiliert werden und mussten die Reservate verlassen: Familien wurden unter Zwang

auseinandergerissen, Eltern von ihren Kindern getrennt.

Cooper gründete 1936 die Australian Aborigines League, die erste organisierte Ver-



Menschenrechtsaktivist William Cooper

Foto: NMA

treter der Aborigines. Er kämpfte für den Erhalt aller bürgerlichen Rechte, für die Vertretung der Aborigines in den Parlamenten, für das Recht auf Grund und Boden.

Am 6. Dezember 1938 marschierte Cooper mit einer Abordnung der Aborigines League zum deutschen Generalkonsulat in Melbourne, um eine Protestnote an die deutsche Regierung zu überreichen. Doch der deutsche Konsul Walther Drechsler machte die Tür nicht auf.

Es blieb der einzige öffentliche Protest in Australien. Die Regierung verhielt sich still. Sie sorgte sich, wie man dem zu erwartenden Ansturm an jüdischen Flüchtlingen am besten Einhalt gebieten könnte.

William Cooper starb 1941 bitter enttäuscht und von den Australiern so gut wie vergessen. Nicht vergessen hat ihn das jüdische Holocaust Museum in Melbourne. In einer Feierstunde mit Aborigines brachte es kürzlich im Museum eine Plakette an, die an Coopers Protestmarsch gegen Nazi-Deutschland erinnert.